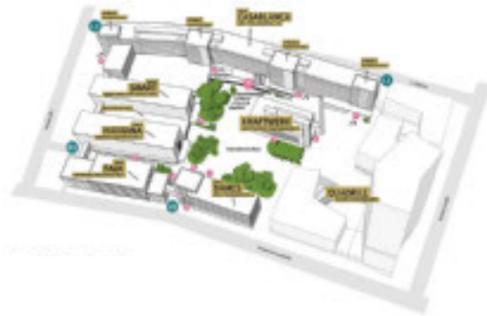


Die Tschickbude

Text **Josepha Landes** Fotos **Kurt Kuball**



Nach etwas mehr als zehn Jahren findet die Entwicklung der Linzer Tabakfabrik mit dem Ausbau der Tabak-Magazine 1 und 2 einen vorläufigen Abschluss. Als neueste Mieter zogen eine Schule und freie Künstler auf dem Industriedenkmal der Oberösterreichischen Landeshauptstadt ein. In der auf Digitales und Kreativität ausgelegten „Fabrik“ greifen immer mehr Rädchen ineinander.



- 1 Tabakfabrik
- 2 Lentos Kunstmuseum
- 3 Ars Electronica Center
- 4 Hauptplatz
- 5 Brückenkopfgebäude
- 6 Bruckner-Haus

Im Österreichischen liegt die Betonung von „Tabak“ auf dem Wortende – wie im Deutschen „Backen“. Für die Revitalisierung der Linzer Tabakfabrik ist das auch nicht abwegig, geht es bei dem Projekt doch ganz wesentlich um die Qualität der Zutaten, um Geduld und Zeitpunkte. Gleichwohl sollen die Allegorien nicht zu weit getrieben werden, denn ohne jeden Zweifel ist das Gebäude von Peter Behrens und Alexander Popp weit mehr als eine Kuchenform.

Die Vorgeschichte

1929 erhielt Behrens von der österreichischen Tabakregie den Auftrag, einen Neubau für die Fabrik zu entwickeln. Die Tabakverarbeitung auf dem Gelände unweit der Donau war 1850 als „Notstandsmaßnahme“ im Zuge der Schließung der dortigen Wollzeugfabrik entschieden worden. Behrens, insbesondere in technischen Belangen unterstützt von Alexander Popp, ergänzte und ersetzte die Bestandsbauten durch einen funktional präzise auf den Herstellungsprozess von Tabakprodukten abgestimmten Gebäudekomplex, dessen Hauptschlagader das sogenannte „Behrensband“ darstellt – ein interner Verbindungsgang. Das 25 Millionen Schilling (inflationbereinigt etwa 113,6 Millionen Euro) teure Projekt wurde, auch aufgrund der schwierigen Weltwirtschaftslage, phasenweise errichtet und fand im November 1935 seinen Abschluss.

Die Nationalsozialisten erklärten die Fabrik 1938 zum „Musterbetrieb“. Im Krieg stieg die Produktion von einer auf fünf Milliarden Zigaretten jährlich (der Großteil der etwa eintausend Be-

ArtMagazin

Architektur

Philip Weinberger, Linz

Bauleitung

EBP, Perg

Tragwerksplanung

KMP, Linz

Bauherrschaft

Immobilien Linz

Hersteller

Fenster Jansen

Leuchten Wever&Ducre

Aufzüge Schindler

ROSE

Architektur (Umbau Haus Havana)

kaltenbacher Architektur, Scheiblingkirchen, und Steinbauer architektur+design, Wiener Neustadt

Architektur

(Ausbau Schule)

schulRAUMkultur, Linz

Projektleitung

Michael Zinner

Pädagogische Leitung

Ulrike Schmidt-Zachl

Bauleitung

Magistrat der Stadt Linz

Tragwerksplanung

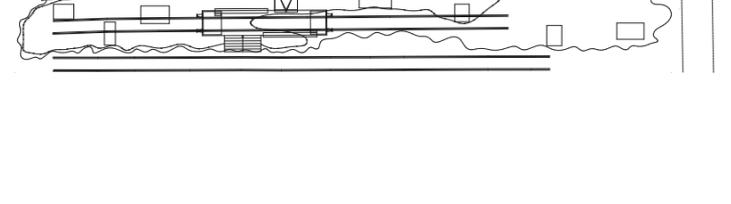
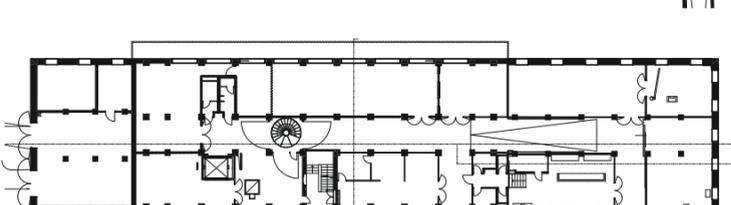
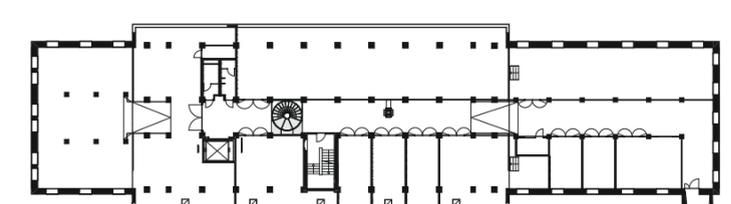
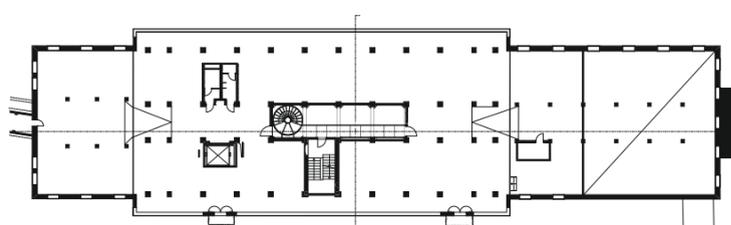
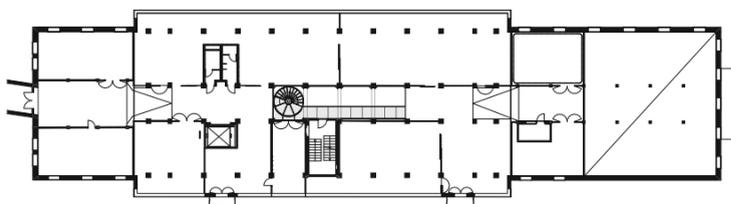
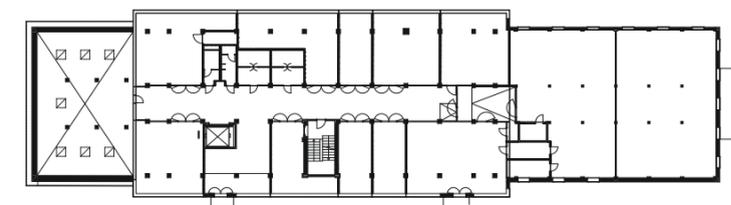
Karlheinz Wagner

Bauherrschaft

Evangelischer Schulerhalterverein Linz (Evang. Kirche AB Oberösterreich)

Das ArtMagazin „FALK“ im ehemaligen Pfeifentabaklager befindet sich an der früheren Zufahrt für die Belieferung per Schiene. Ein als Terrassenelement vorgeschobenes Chassis soll an diese Logistik erinnern. Lageplan im Maßstab 1:25.000





Ausschlaggebende Neuerung stellt die Wendeltreppe dar. Sie ermöglicht einen normgerechten Fluchtweg. Zuvor war das Treppenhaus aufgrund eines Laufwechsels im Erdgeschoss zu niedrig. Grundrisse EG bis 4. OG und Schnitt im Maßstab 1:750

Weinberger entwarf Leuchten und rollbare Schreibtische. Unten: Die Fliesen in den Duschräumen stammen aus Beständen der Fabrik. Die Bänke enthalten Gestelle der von Behrens entworfenen Hocker für die Zigarettenreherinnen.

schäftigten waren Frauen). Nach dem Krieg überantwortete die US-Verwaltung die Fabrik 1947 der Republik Österreich, die bis 1997 den hundertprozentigen Anteil als Austria Tabak hielt. Dann erfolgte die Privatisierung. Der britische Tabakkonzern Gallaher übernahm und schließlich mit Japan Tobacco der weltweit größte Player der Branche. 2007 endete die Produktion von Kau- und Pfeifentabak, wie auch Zigaretten – im österreichischen „Tschicks“ – in Linz.

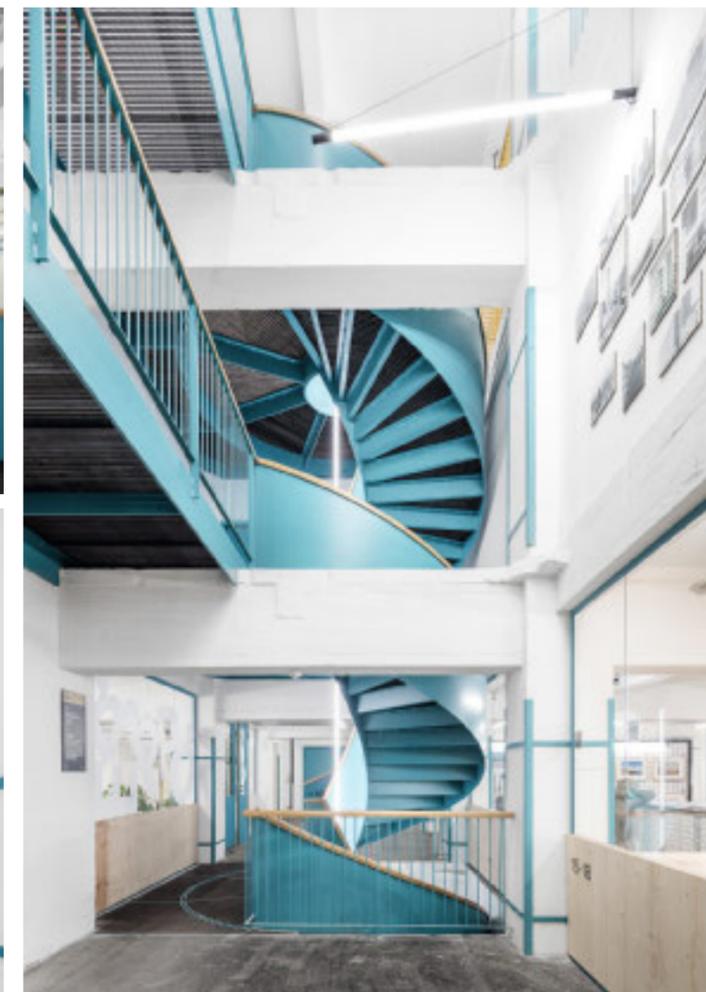
Das Kulturhauptstadtjahr

Das Jahr als Kulturhauptstadt, 2009, bedeutete einen Auftrieb für die Stadt, die sich bis dato vornehmlich mit den Zusätzen „Industrie-“ (Stahl!), „Provinz-“ und „Nazi-“ herumschlug. Die beiden um die Jahrtausendwende neu geschaffenen Institutionen von Lentos Kunstmuseum (Weber + Hofer, Zürich) und Ars Electronica Ausstellungshaus (Treichler architecture, Wien) beiderseits des Flusses brechen strahlkräftig mit dem fragmentarisch geliebten Führerstadt-Anspruch („Patenstadt des Führers“), zu dem etwa Roderich Ficks Brückenkopfgebäude hätte beitragen sollen – der Verwaltungsbau am Hauptplatz beherbergt seit 1973 die Kunstuniversität.

Auch den verschiedenen Zukunftsvisionen für die Tabakfabrik verlieh das Veranstaltungsjahr Rückenwind. 2008 hatte die Stadt das Areal erworben. Zugleich hatten sich während der Zwischennutzung durch Ateliers bauklimatische und akustische Defizite bemerkbar gemacht. In zwölf Statements, die sich in Bauwelt 7.2011 versam-



Blick in den Arbeitsraum im 3. OG (oben) und ins EG, wo u.a. eine Motorradwerkstatt eingemietet ist



Rechts: Die Wendeltreppe im 1. OG, hinter dem Fenster das Schaudepot des Stadtmuseums NORDICO



melt finden (online abrufbar), plädierten Architekten, Stadtplaner sowie eine Kuratorin aus Linz für eine vielseitige, komplex gedachte Entwicklung.

Zwölf Jahre später scheint die Konzertierung des Projekts durch die städtische Ausgründung „Tabakfabrik Linz Entwicklungs- und Betriebs-gesellschaft“ diesem Wunsch recht nah gekommen zu sein. Der Um- und Ausbau der Magazine 1 und 2 im vergangenen Jahr bilden eine Art Schlussstein für die Entwicklung des Baubestands. In den kommenden Jahren wird das Vorhaben mit der Ergänzung um einen Hochhaus-Neubau der Wiener Architekten Zechner & Zechner, der privat finanziert auf städtischem Grund im südwestlichen Geländezipfel bereits emporschneidet, baulich komplettiert sein.

Die Konzertierung des Ensembles

Das Gelände der Tabakfabrik umfasst 70.000 Quadratmeter Nutzfläche. Als ikonischster

Einzelbau kann wohl das rund 230 Meter lange, leicht gekrümmte Haus „Casablanca“ herangezogen werden. Das sechsgeschossige Gebäude schließt das Gelände nach Süden hin ab. Es beinhaltet einst die Zigarettenproduktion. An seinem östlichen Ende schiebt sich die Lösehalle in den Sockelbereich hinein. Ihr vorgeschaltet, zur Donau hin, begrenzen drei vormals als Tabakmagazine genutzte Zeilenbauten den zentralen Hof. Sie tragen jetzt die Namen „Falk/ArtMagazin“, „Havana – Cuba/Libre“ und „Smart“. In letzterem befindet sich mit der „Grande Garage“ ein Unique Selling Point der Anlage: eine multimediale, kooperative Werkstatt. Mittig im Hof, auf dem Peter-Behrens-Platz, im früheren Kraftwerk wird heute öffentlichkeitswirksam das „Linzer Bier“ gebraut (Umbau: Schremmer-Jell Architektinnen, Linz).

Das Entwicklungskonzept für die Tabakfabrik legt das Ensemble als Hardware für ein kooperatives Unternehmen aus. Unabhängige Nutzer ergänzen einander in Sachen Wissens- und Kre-

ativproduktion. Alle Mietparteien haben Zugriff auf Räume und Werkzeuge, die für unterschiedliche Formen und Prozessschritte der Digital-/Kreativwirtschaft nötig sind. Seminar- und Veranstaltungsräume sind ebenso über ein „Membership-System“ verfügbar wie die Nutzung spezieller Maschinen, etwa 3D-Drucker, in der sogenannten Grande Garage. Zudem fußte der Belegungsplan auf dem Grundsatz, dass die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Nachbarinnen sich ergänzen, sodass gemeinsames Wachsen stattfinden kann.

Im Haus Casablanca sind, über vier Stiegenhäuser organisiert, u.a. Architekturbüros, einige Abteilungen der Kunstuniversität, eine Filmproduktionsfirma und Modedesign-Labels eingemietet. In der zweiten Etage hat das Management der Tabakfabrik seine Büroräume. Seit 2018 unterhalten Jungunternehmen entlang der „Strada del Start-Up“ Büro-/Arbeitsflächen. Die Sockelzone bietet mit einem Künstlerbedarf-Großmarkt und einem Café Angebote für Passanten.

Das ArtMagazin

Als jüngster und vorerst letzter Ausbauschritt sind kürzlich die Tabakmagazine fertiggestellt worden. Während der letzten Nutzungsphase durch Austria Tabak, in den siebziger Jahren, waren die Freiräume zwischen den drei Zeilenbauten auf ganzer Höhe mit Verbindungsstücken gefüllt worden. Diese Anbauten wurden komplett entfernt. Die Einzelbauten sind in Ausschreibungsverfahren an unterschiedliche Architekturbüros vergeben worden.

Für die Eingriffe am nördlich zur Donaulände gelegenen Pfeifentabaklager zeichnete Philipp Weinberger verantwortlich. An der Gebäudekante prangt der Reklameschriftzug der Zigarettensmarke „FALK“. Der Schriftzug, der zuvor an einem der abgebrochenen Zwischenmagazine angebracht war, ist frisch restauriert. Die Röhren, gefasst in „Behrens-Blau“ – einem als türkis durchgehenden Ton –, leuchten bei Nacht gelb. Beide Farben sind auf der Tabakfabrik omnipräsent. In seinem Umbauprojekt setzt Weinberger die Behrens'sche Farbcodierung konsequent

fort, um Fensterbänder, Schrammschutzschienen und Raumteiler wie Intarsien in die historische Eisenbetonstruktur einzubinden. Das Gebäude beinhaltet als „ArtMagazin“ vorrangig Schreibtisch-Arbeitsplätze für Kunstschaffende. Weinberger hat abschließbare Arbeitstische auf Rollen entworfen. Sie stehen in weitgehend offenen Räumen, die beidseits des als zentraler Gang durch die Geschosse fließenden Behrensbands angelegt sind.

Ausschlaggebender Punkt, und auch Ausgangslage seines Projekts, war dabei, überhaupt erst einmal die brandschutztechnische Erschließung des Sechsgeschossers zu gewährleisten. Die bauzeitlichen Treppenhäuser wiesen aufgrund eines Laufwechsels in der unteren Etage eine teils zu niedrige Durchgangshöhe auf. Weinbergers Lösung: eine Wendeltreppe, die sich als skulpturale Fortführung des Behrensbands lesen lässt. „Die Treppe lässt keinen Zweifel, wo es hinausgeht“, ist er überzeugt. Zudem bündelt sie aufs Trefflichste die Arbeitsphilosophie des Architekten, dem handwerkliche Produktion und Kooperation mit den Auftragnehmern am Herzen

liegen. Die Stahllaibungen der Treppe sind, was den äußeren Radius anbelangt, stückweise gefertigt. Da die innenliegende Dimension zu eng für die maschinelle Fertigung war, fräste der Stahlbauer die Geometrie des Geländers aus einem Pipeline-Rohr. Die Machbarkeit haben Architekt und Schlosser vor Ort ausgetüftelt. Die Trittstufen bestehen aus Gitterrost, sodass zumindest ansatzweise höhenfest sein sollte, wer hier hinaufsteigt.

Die nach außen hin wirksamen Eingriffe am Falk-Magazin belaufen sich zum einen auf die Fassaden-, zum anderen die Freiraumgestaltung. Als – zugegeben gefakte – Reminiszenz an die nun abgetragenen Füllbauten entschied Weinberger, den Aufenthalts-/Küchenräumen Balkone zu gönnen. Zwar sind die wie abgebrochen inszenierten Betonplatten, die der Fassade vorgehängen wurden, neu, die Türausschnitte jedoch waren existent – „durch sie ist man in die Lagererweiterung gekommen. Wieso sollte ich sie schließen, wo sie doch einen Mehrwert für den Außenraumbezug bieten?“, erläutert Weinberger. Tatsächlich sind die Ateliergeschosse, obwohl

nur über hochliegende, schmale Fensterbänder belichtet, keineswegs düster. Das liegt auch an größtenteils transparent ausgebildeten Raumbegrenzungen durch Streckgitter- oder Glas-trennwände. „Wo leichte Wände nötig waren, sind sie aus Seekiefer, nicht Gipskarton hergestellt. Das entspricht meiner Meinung nach eher der Idee von Fabrik“, ergänzt Weinberger. Finanziell sei das kaum ins Gewicht gefallen.

Auch im Freien nimmt seine Gestaltung das Motiv der früheren Nutzung auf. Ein Waggon, als Terrasse vor dem Haus platziert, erinnert an die Belieferungsmethode alter Zeiten. Seine Gartenmöbel aus gelb lackierten Gittern werden, wohl insbesondere da sie im Freiraum zwischen dem ArtMagazin und der Oberschule „ROSE“ stehen, sehr gut angenommen.

Die ROSE

Das Oberstufen-Gymnasium für digitalen Humanismus ist im Herbst 2022 ins Erdgeschoss des mittleren der Lagerhäuser, des Magazins Havanna, eingezogen. In den Obergeschossen arbeiten



Zwischen den drei Tabak-Lagern waren in den Achtzigern auf ganzer Höhe Lagerbauten eingezogen worden. Jetzt stehen sie wieder frei. Die „Grande Garage“ ist als offene Werkstatt Herzstück der Tabakfabrik. Unten: Zugang zur ROSE vom Peter-Behrens-Platz, dahinter das ArtMagazin Fotos: jl



Unten: Ein Chassis erinnert an die alte Zulieferung. Balkone imitieren die Böden ehemaliger Füllbauten. Links: Blick vom Balkon auf das Haus Havanna (im EG die ROSE) und den Peter-Behrens-Platz mit Kraftwerk, dahinter Kran der Hochhaus-Baustelle



Am Gebäude prangt der Schriftzug der Zigarettensmarke „FALK“. Die Röhren, gefasst in „Behrens-Blau“, leuchten bei Nacht gelb. Beide Farben sind auf der Tabakfabrik omnipräsent.

IT-Firmen. Federführende Planer des Umbaus war die Arbeitsgemeinschaft der Architekturbüros Kaltenbacher (Scheiblingkirchen) und Steinbauer (Wiener Neustadt). Als besonderes Merkmal der Instandsetzung und Adaption darf die Ausfachung der Gebäudehaut mit 70.000 Glasbausteinen gelten. Der Umgang der Architekten mit dem Vorhandenen ist jenem von Weinberger grundlegend entgegengesetzt – keine farblichen Akzente –, deutlich ist die Vorliebe für Schwarz auf Beton, kaum eine Anmutung von Re-Use. Dass die Fensterbänder auch hier türkis wurden,

folgt aus der Masterplanung, die eine zumindest ansatzweise Verbundenheit der Einzelteile anstrebt. Die Innenarchitektur der Schule überspielt die gegebene Coolness lässig. Allein Michael Zinner vom Linzer Architekturbüro schulRAUM-kultur als dafür verantwortlich zu bezeichnen, würde der Funktionsweise dieser Schule widersprechen.

Zinner, der 2016 an der Kunsthochschule Linz zum Thema „Schulen bilden“ promoviert wurde und seither ebenda einen Entwurfslehrstuhl innehat, hebt den Wert der gemeinschaftlichen Raumkonzeption mit der Schulleitung hervor, die auch Schülerinnen und Schülern, sowie Lehrerinnen und Sozialarbeiter einbezog. Die vier für vier Klassenstufen im Muster einer Flurschule angelegten Lernräume sind lediglich durch leichte Trennwände mit transparenten Partien voneinander getrennt. Eine fünfte, vorgeschaltete Übergangsstufe dient dem Lernen-lernen. Zinner bezeichnet die Konzeption als „post-typologisch“. Es gibt in dieser Schule keine Türen. Teilweise

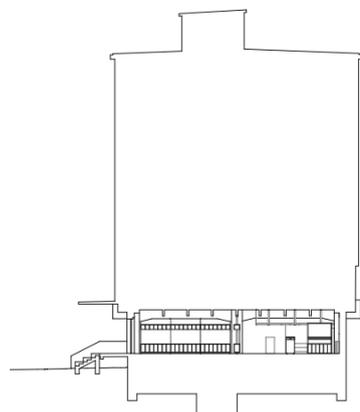
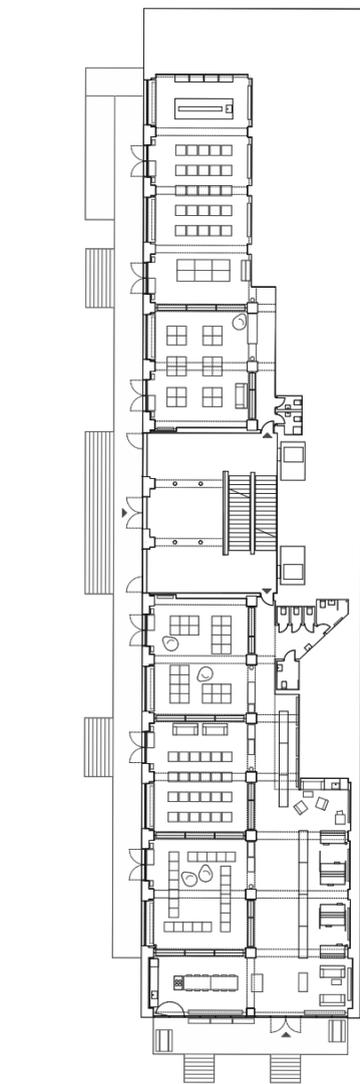
fungiert Mobiliar als Raumteiler. Dass der Geräuschpegel dennoch niedrig ist, resultiert aus Erfahrung, betont die Schulleiterin Ulrike Schmidt-Zachl: Da die Schule erst ein paar Monate nach Unterrichtsbeginn in die Räumlichkeiten des Havanna-Hauses einziehen konnte, musste sie kurzzeitig ein Interim in einem der Nachbargebäude nutzen. Dieser komplett offene Raum zwang Teenager und Lehrkräfte schlichtweg zu Selbstregulierung – man nennt es hier eine „neue akustische Kultur“. Architekt Zinner ergänzt: „Das Wichtigste, das wird oft falsch ausgelegt, ist nicht Schalldichtigkeit, sondern Informationsdichtigkeit.“ Was bleibt, ist auf kurze Distanz ein Murmeln, das tatsächlich Ablenkende wären Worte im Zusammenhang.

Das Konzept der ROSE, die aus dem dreißig Kilometer südlich von Linz gelegenen Steyr umgezogen ist, folgt einem Lernverständnis, das Selbstwirksamkeit als ausschlaggebendes Element für Lernerfolg definiert. Neben auf die Matura ausgerichteten Fachunterricht gehören Lernateliers und Projektarbeit zum Curriculum. Auf dem Gelände der Tabakfabrik findet die Methode insofern ideale Bedingungen, als viele der



Aktivitäten außerhalb des eigentlichen „Schulbaus“ stattfinden. „Schule in Bewegung“, nennt Zinner das. Im ArtMagazin nutzen die Jugendlichen einen Raum als Skateboard-Werkstatt, ein anderer dient multifunktional als Zeichensaal oder Rückzucksbereich. Wie alle anderen Mieter der Tabakfabrik können sie das Angebot der Grande Garage nutzen. Die ROSE ist eine freie Schule in evangelischer Trägerschaft. Unter den Schülern und Schülerinnen sind Jugendliche, die Assistenz benötigen, Jugendliche aus einkommensstarken und einkommensschwachen Elternhäusern. „Wir wollen ein reales Bild der Gesellschaft spiegeln“, sagt Schmidt-Zachl. Entsprechend sei das Schulgeld variabel.

Architekt Zinner weist darauf hin, dass die der ROSE eigene gewisse Informalität zur Lebendigkeit des Lernorts beitrage: „Die Normdichte im Schulbau nervt viele Jugendliche, weil die resultierenden Räume nicht zu berühren vermögen.“ In der ROSE werden Schule und Welt verklammert – so wie die Tabakfabrik als Ganzes der Leitidee folgt: „Viele kleine Menschen an vielen kleinen Orten, die viele kleine Dinge tun, können das Gesicht der Welt verändern.“



Die Räume der ROSE stehen in ständigem Bezug. Jedes Kind hat einen persönlichen, über die Klassen mitwandernden Tisch.
Fotos: Julien Reinhart für schulRAUMkultur

Eine Vorratskammer für Desperados, Glücksritter, Mavericks

Chris Müller war von 2013 bis 2023 Gründungsdirektor für Entwicklung, Gestaltung und künstlerische Agenden der Tabakfabrik Linz. Wir sprachen über Perspektiven, die er als Künstler, Tischler, Theatermacher, Stadtvisionär und Unternehmer in das Projekt einbrachte.

Sein Büro nennt Chris Müller „Wunderkammer“. Foto: Antje Wolm



Das Interview führte **Josepha Landes**

Herr Müller, wie sind Sie zum Projekt der Tabakfabrik Linz gekommen?

Eigentlich habe ich das Konzept für die Tabakfabrik in Berlin gefunden – unwissentlich. Als jugendlicher Punk bin ich vom Österreichischen Bundesheer nach Griechenland getümt und hab da eine Berlinerin kennengelernt – meine erste große Liebe. Wegen ihr bin ich nach Berlin gegangen. Dort bin ich eingetaucht in eine beginnende Kreativwirtschaft, es waren die Neunziger. Und da war der Verdacht in mir, ich könnte doch – wie auch immer – von der Kreativität leben.

Dann kam die zweite große Liebe und mit ihr mein Umzug in eine Villa im Grunewald. Sie gehörte der Mutter meiner Freundin, einer großartigen Frau und Hals-Nasen-Ohren-Ärztin. Sie hat zu mir gesagt: „So wie du ausschaust, wirst du sicher nichts arbeiten wollen, aber wenn du bei mir im Haushalt bist, wirst du dich halt um den Garten kümmern.“ Die Frau allein ist schon fünf

Bücher wert. Aber weil sie Stimmband-Expertin ist – immer noch –, waren noch dazu ganz viele Kreative bei ihr – dieser Altberliner Schauspiel-Adel –, und sie blieben oft zu Tee, Kuchen und Geschichten. Es war für mich eindrucksvoll, dass so erfolgreiche Menschen nicht drauf herumhacken, was man nicht kann, sondern das betonen, was man kann.

Alle Jugendlichen, die in diesem Haushalt gelebt haben, sind durchgestartet. Da stellt sich schon die Frage, wie die Ökologie der Villa das beflügelt hat. Ich glaube, ausschlaggebend sind empathische, tolerante Menschen, die einem als

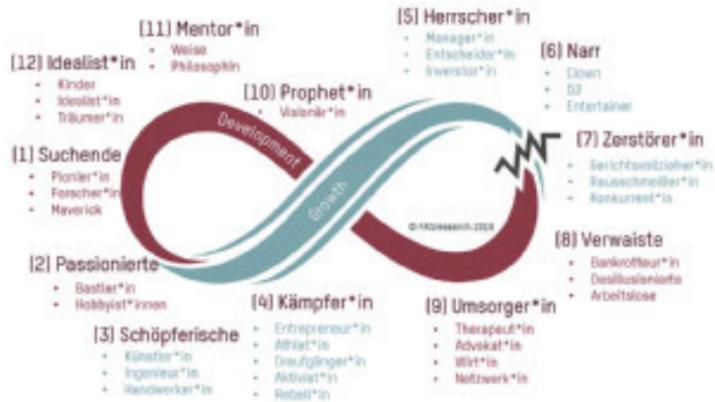
Vorbild dienen können. Niemand hat je den moralischen Zeigefinger gehoben, aber es galt durchaus sowas wie ein Arbeitsethos, den man einbringen musste und auch wollte. Es ist extrem wichtig, dass du Menschen um dich hast, die dir etwas ermöglichen, die dir was gönnen, die dir helfen, von denen du profitierst – aber sie auch von dir. Die Tabakfabrik ist dieser Ermöglichungsraum im großen Stil.

Wie ist die Stadt Linz auf Sie aufmerksam geworden?

Über ein Theater, das ich mitgegründet hatte, das

Chris Müller

initiierte als Direktor für Entwicklung, Gestaltung und künstlerische Agenden die Entwicklung der Tabakfabrik Linz als Campus für Innovation, Kreativität, Digitalisierung, Bildung, IT und Start-ups. Er studierte Bildhauerei und Transmedialen Raum an der Kunstuniversität Linz. Heute leitet er das Unternehmen CMB.Industries, das auf die städtebauliche und soziokulturelle Entwicklung urbaner Areale, Brachen und Leerstände spezialisiert ist.



Die Ansiedlungsstrategie ist zyklisch gedacht. Sie fordert eine stetige Beobachtung der Dynamik im Projekt und beinhaltet Ansätze, welche Akteure das Gleichgewicht zu kritischen Zeitpunkten halten oder wieder herstellen können.
Grafik: CMB.industries

Theater Hausruck. Für unser Konzept, Industriebranchen zu bespielen und mit Menschen und Geschichten aus einer Region des niedergelassenen Braunkohleabbaus zu arbeiten, sind wir mit dem renommierten Nestroy-Preis ausgezeichnet worden.

Zuerst hat die Tabakfabrik mich als sogenannten ‚Zwischennutzungs-koordinator‘ engagiert, der dem Haus ein Gesicht gibt, bis die Konzeption feststeht. Zu der Zeit war die Stadt mit einem SWAP-Verfahren über 500 Mio. Euro bedroht und ein bisschen abgelenkt, weshalb mir wenig auf die Finger geschaut wurde. Das bot die Chance, die Entwicklung von unten anzustoßen. Ich nenne das einen „top down initiierten bottom up Prozess“. Wir wollten ein Netzwerk aus Handwerk, Industrie, Wirtschaft, Kunst und Philosophie knüpfen. Im Sinne von Joseph Beuys haben wir begonnen, eine Art sozialer Plastik zu modellieren, eine Vision erstmal jenseits von Architektur und konkreten Bildern, wie die Tabakfabrik genau auszuschaun hat. Irgendwann war klar: Dieses Areal soll der erste kollaborative Konzern der Welt werden.

Wie kommt diese Vision mit dem Bestand zusammen?

Wir haben mit dem Behrens-Bau ein Haus, das ultra funktional angelegt ist. Es bietet die Möglichkeit, dass kreative und produktive Menschen miteinander statt nebeneinander arbeiten. Auf dem Gelände sind Stoffe erzeugt worden, vor 300 Jahren für 150 Jahre, dann 150 Jahre plus minus Tabakprodukte, und jetzt eben Kreativität. Wenn vorher die Tabakprodukte geraucht haben, was müssen wir tun, damit nun die Köpfe kreativer Menschen rauchen? Also war klar, keine individualisierten Büros zu schaffen, sondern vor allem in Zusammenhängen zu denken, synergetisch und phasenweise.

Welches System haben Sie für die Zusammenstellung der Belegung genutzt?

Es ist wie in der industriellen Fertigung: Wir haben ein Fabrikgebäude, am Anfang kommen jene rein, die wissen oder glauben, zu wissen, was kommen wird in der Gesellschaft, dann jene, die mit diesem Material an Erkenntnissen beginnen, Produkte zu formen, und dann braucht’s noch – das ist auch eine Besonderheit – Räume, in denen du wirklich etwas herstellen kannst, das ist bei uns die Grande Garage. Alle Mieter können dort auf große Maschinen zugreifen, 9000 Quadratmeter, und früh bis spät Holz, Metall, 3D-Druck, alles bedienen.

Am Anfang des kollaborativen Konzerns stehen Kunst, Forschung, Wissenschaft und Philosophie, das sind die Kolleginnen und Kollegen, die beginnen, den gesellschaftlichen Horizont zu verstehen und dann den Impuls weitergeben. Wenn man diesen Block hat, muss man sich fragen, wie lässt sich deren Erkenntnis in Produktionszweige übertragen. Also folgt die Branche der kreativen Industrien – Teilmärkte der Kreativwirtschaft wie Architektur, Publizistik, Design.

Welche Rolle spielt die Schule für das Gelände?

Als der Zulauf immer größer wurde, dachten wir, dass es neue Berufe braucht, Ausbildungen, Formate. Deshalb fanden wir, es wäre toll, wenn wir eine Schule hätten. Die Rose hat da super gepasst. Sie ist das erste Oberstufen-Realgymnasium für digitalen Humanismus.

Bei der Eröffnung hat ein Schüler zu mir gesagt: „Herr Müller, Sie reden von Zukunftsraum, aber wir wollen keine Zukunft, wir wollen eine Gegenwart. Wir wollen, dass es so bleibt, wie es ist, und glauben nicht wie Sie, dass alles besser wird.“ Das beschäftigt mich bis heute und ist ein Ansporn, weil ich das schon ziemlich schwierig finde, wenn Jugendliche gar nicht mehr glauben,

es könnte besser werden, sondern maximal nicht schlechter. Das ist der Punkt, an dem die Gesellschaft was machen muss. Das ist ein extremer Bruch, von dem ich auch glaube, dass er zu den derzeitigen politischen Verwerfungen führt, den Umfrage-Hochs rechtsextremer Parteien in ganz Europa.

Diesen Einwand dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, weil wenn ich sage: „Wir bauen ein Zukunftsareal“, den Zuhörern macht aber das Wort „Zukunft“ Angst, dann ist es schwierig. Die Fabrik ist für mich kein Immobilienprojekt, sie ist das notwendige Vehikel, aber sie soll eine Fabrik der guten Hoffnung sein.

Wie haben Sie die Ansiedlungsstrategie der Tabakfabrik entwickelt?

Das war eine Zusammenarbeit mit Harald Katzmair von FAS Research, einem Netzwerkanalysten. Die Strategie stützt sich auf zwölf Schlüsselrollen, also man überlegt, mit wem beginnt es, und wann kommt welcher nächste Player dazu. Das Prinzip beruht auf der Denkweise sich abwechselnder Phasen von Keimen, Gedeihen, Blühen und Vergehen. Nach der „Wachstumsphase“ gibt es einen Höchststand, nach dem es wieder nach unten geht. Dieser Moment ist bemerkbar, und mich interessiert, wie man gegensteuern kann.

Für die Stoßrichtung der Tabakfabrik braucht es etwa vierzig Prozent Kunst oder Technologie, und im Lauf der Zeit fallen ein paar Firmen raus, dadurch ändert sich die Zusammensetzung. Es muss eine gewisse Elastizität geben. Man kann mit diesem Tool auch sehr gut mathematisch begründen, wer als nächstes angesiedelt werden sollte und, was ja immer auch wichtig ist: Wie es sich rechnet. Es integriert Flächenbedarf und Belegung an bestimmten Zeitpunkten im Projektverlauf. Mit meiner Firma CMB.industries haben

wir dieses Modell nun weiterentwickelt, um auch für andere Areale Szenarien zu simulieren.

Hat sich das Konzept in Linz schnell als tragfähig erwiesen?

Wir hatten eine lange Bewerberliste, aber eben auch einen Kriterienkatalog. Mieter bekommen nur dann einen Platz, wenn sie die Frage frei nach Kennedy: „Was kannst du für die Fabrik tun?“ beantworten können. Auf Grund von Netzwerkanalysen haben wir gewusst, dass Mieter A und B klare Vorstellungen hatten, welche Mieterin C ihre Arbeit bereichern würde. Und so weiter mit A, B und C für eine Mieterin D. So entsteht im holistischen Sinne Wachstum, das Qualität und neuen Impuls ermöglicht.

Sie hatten einen kaufmännischen Direktor an der Seite. Wie hat die Abstimmung und die Zusammenarbeit mit der Stadt funktioniert?

Die Tabakfabrik ist ein Unternehmen im staatsnahen Dienst. Politiker und Politikerinnen aller Parteien und Fraktionen meinen es gut, rufen an und sagen: ‚Da gibt’s wen, der ist super innovativ, der muss mit dabei sein.‘ Es war ganz wichtig, dass wir eine abgestimmte, wissenschaftlich geprüfte Ansiedlungsstrategie hatten, die vom Aufsichtsrat getragen war.

Der Aufsichtsrat setzt sich aus Entsandten aller im Stadtparlament vertretenen Fraktionen plus Experten zusammen. Dieses Papier, das Kriterien definiert, wissenschaftliche, kreative, soziale, kaufmännische Komponenten, war ein entscheidender Punkt. Wir haben auch große Unternehmen abgelehnt, weil sie das Gefüge durcheinandergebracht, alles aufgesaugt hätten. Es gibt eine maximale Größe der Büros, eine maximale Anzahl an Mitarbeitern, um eine Künstlerin, die allein arbeitet, ein Büro mit dreißig oder eine Firma mit hundert Leuten gleich bewerten zu können: Was bringt jede Institution in diese Ökologie mit ein? Die Antwort ist entscheidend. Am Ende haben wir ein System, das gerecht ist, das im besten Fall keinen übervorteilt.

Idealerweise?

Es haben sich immer alle eingebracht, aber klar ist das nicht immer so harmonisch, wie es sich im Nachhinein darstellt. Jedes System muss nachjustiert und laufend evaluiert werden. Die Leitung muss hinterher sein, dass genau dieses Gleichgewicht beibehalten wird. Aber ja, dann ist es so, dass kaum jemand ausziehen will, weil es hier ein Produktionsuniversum gibt, das sie woanders nicht finden.

Wie stellt sich das kaufmännisch dar?

Als die Tabakproduktion aus wirtschaftlichen Gründen geschlossen wurde, arbeiteten 284 Menschen am Areal. Als ich das Management-

board nun nach zehn Jahren verlassen habe, waren es rund 3000 in 250 Organisationen, und der Betrieb in der Gewinnzone. Kaufmännisch rechnet sich das also allemal. Der Aufbau über die soziale Plastik ist der Kern der Sache – und zum Pathos in der Sprache stehe ich –, gerade in Zeiten, wo es immer schwieriger ist, kann man ruhig das Größte sagen und versuchen, das Größte einzulösen. Der Rest ist, glaube ich, kaum interessant für Menschen, die die Welt zum Besseren drehen wollen. Dann muss man eben das passende Wirtschaftsmodell entwickeln. Die Abfrage an die Mieter lautet auch: Was brauchst du für den Raum? Sollen wir einen neuen Boden verlegen? Brauchst du wirklich die teure Lüftung?

An welcher Stelle wurden Architekten in den Prozess eingebunden?

Architekten waren an jeder Projektphase, mal aktiv, mal passiv beteiligt – das heißt gewollt oder auch unaufgefordert. Du machst hier drin ja keinen Schritt, ohne dass es wen gibt, der’s besser weiß. Teilweise zu Recht, weil es oft um andere Perspektiven geht. Man muss also eine Form finden, dieses Feedback mitzunehmen, persönlich nicht allzu betroffen zu sein, weil du natürlich auch öfters beleidigt wirst, und das Beste rausnehmen.

Wir haben es so gemacht: Es gibt die ganz große Hülle, und in dieser Hülle gibt es besonders prominente Situationen wie den Eingang oder eine Blickachse, für die haben wir Architekturbüros dazu genommen. Und in den einzelnen Abschnitten der Tabakfabrik, sprich Bau 1 – der lange Bau, das Magazin, wo die Rose drin ist, oder die Grande Garage, jeweils lief die Vergabe durch Ausschreibungen. Es gab eine klare künstlerische Oberleitung durch uns, aber Varianz an den Hotspots.

Welches halten Sie für das wesentliche Merkmal Ihrer Software?

Ich sage immer: „Die Stadt ist zwischen den Häusern.“ Die Matrix nimmt auf, was uns Menschen ausmacht. Und dafür gibt es viele Ausspielwege. Neben meiner Arbeit als Projektentwickler habe ich kürzlich eine Modefirma gegründet, sie heißt „Urban Miner“ – weil ich aus einer Bergbau-Fa-

milie komme. Wir machen Anzüge, Dinge für Angeber. Aber wenn einer in dem Anzug geht, dann soll man wissen: „Ah, der hilft über die Straße.“ Also Mode mit einem gewissen Werte-Kodex. Wir verweben die edlen Tugenden des Bergarbeiterkodes mit moderner Urbanität und einem Gefühl von Dolce Vita. Die Menschen sind die Software. Wir sollten die Kunst auf der Straße mit bedenken. Mir ist wirklich wichtig, dass wir die Stadtentwicklung ändern und diese vermeintlichen weichen Faktoren einbauen. Bei der Tabakfabrik geht es mir nicht primär ums Geschäft – das Geschäft ist die Pflicht, aber wir müssen auch küribewusst sein. Das ist die lebenswerte Stadt. Es wäre schön, wenn ich auf meinem Totenbett sagen könnte, bei ein paar Projekten dabei gewesen zu sein, die das umgesetzt haben.

Haben Sie eine allgemeine Stadt-Vision?

Ich bin ich sehr optimistisch, dass man große Projekte als Referenz entwickeln kann, und dann ändert sich die Stadt von Investoren und Politik getriebener Stadtentwicklung hin zu einer ja, Feedback-orientierten. Ich wünsche mir nicht Nachhaltigkeit, sondern Vorhaltigkeit – Städte als Vorratskammern. Man gibt Dinge rein, von denen man denkt, dass man sie brauchen wird – sechs Kilo Zucker, zwölf Kilo Ketchup, wenn man Kinder hat, und lauter so Blödsinn. So müssen wir auch Städte bauen.

Wir müssen überlegen, wenn die Anfrage der Zeit kommt, dann muss es Räume geben, wo man Antworten, Prototypen, Menschen findet, die etwas können. Stadtteile, wie sie die Tabakfabrik generiert, sind wie eine Speisekammer vorhaltig. Dafür braucht man ganz spezielle Menschen: Desperados, Glücksritter, Mavericks. Es braucht Menschen, die das Vermögen haben, die Jugend mitzureißen. Jeden Tag. In Anbetracht des Todes! Ich bin zwei Jahre früher von meinem Vertrag zurückgestiegen, weil ich fünfzig geworden bin, und mir gedacht habe: Wenn ich jetzt nicht weiterziehe, dann werde ich ein dicker fatter Direktor, der zu den Jungen sagt: „Ja wisst ihr nicht, das hab alles ich gemacht“, und dann sagen die: „Fick di, Opa!“ Ein guter Entwickler, glaube ich, wickelt sich immer selbst ab.

Wenn ich sage: „Wir bauen ein Zukunftsareal“, den Zuhörern macht aber das Wort „Zukunft“ Angst, dann ist es schwierig.